

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 37 (1933-1934)

Heft: 14

Artikel: Joggeli : die Geschichte einer Jugend [Fortsetzung]

Autor: Heer, Jak. Christoph

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669231>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXVII. Jahrgang

Zürich, 15. April 1934

Heft 14

Aus einem April.

Wieder duftet der Wald,
Es heben die schwelbenden Lerchen
Mit sich den Himmel empor, der unsfern Schultern schwer war,
Aber nach langen, regnenden Nachmittagen
Kommen die goldübersonnten
Neueren Stunden,
Vor denen flüchtend, an fernen Häuserfronten
Alle die wunden
Fenster furchtsam mit Flügeln schlagen.
Dann wird es still. Sogar der Regen geht leiser
Über der Steine ruhig dunkelnden Glanz.
Alle Geräusche ducken sich ganz
In die glänzenden Knospen der Reiser.

Wille.

Joggeli.

Die Geschichte einer Jugend von Jaf. Christoph Heer.
(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten!

Der verlorene Sohn.

Der Karzer des Gymnasiums von Wülflenberg, der selten benutzt wurde, lag in einem Winkel des Gebäudes, er diente weniger zum Einsperren von Zöglingen, denn als Rumpelkammer für Abgängiges an wissenschaftlichen Werken. Der unglückliche Tor saß nun zwischen alten Globen, Land- und Sternkarten, zerwurmten Schartekten und einem Allerlei von Broschüren und Manuskripten. Das Leben im Haus drang wie aus der Weite und gedämpft an sein Ohr, die Stunden vergingen, er brütete mit gefalteten Händen wie auf den Kopf geschla-

gen, und übersann lahmtastend seinen Zustand. In dunklen Wallungen ging Bartes und Abgrundiges durch seine Seele. Wie soll ich es den Eltern sagen, daß ich aus dem Gymnasium verabschiedet bin? Das ist unmöglich. Lieber sterben! Und er bestaunte die Güte Gottes, der dem gedrückten, verzweifelten Menschen, wenn die Qual zu groß geworden ist, den Ausweg läßt, sich selber aus der Welt zu flüchten. Der Gedanke an die eigene Vernichtung erfüllte ihn mit einer wehen Wonne. Er dachte sich die Stelle, wo der Schuß fallen müßte, in einer fast un durchdringlichen Waldwildnis der Heimat. Und

er sah die krächzenden Raben, die zum Fraß herniederstiegen, den Schrecken der Holzweiber, die nach Jahren seine Knochen fänden. Das gefiel ihm alles wohl, seine Seele wurde lebendiger, und sein Herz schrie nach Tat. Er rüttelte an der Türe des Karzers. Umsonst, es hörte ihn niemand.

In der tiefen Einsamkeit erwachten allmählich neben den wilden auch die milden Stimmen. So jung und schon sterben. Und nie mehr durch einen grünen Wald wandern! Vor seinem nach innen gewandten Blick sah er plötzlich die Mutter. Sie, die schon so viel um ihn gelitten hatte, würde vergehen vor Herzleid. Was würden seine guten Brüder Heinrich und Emil, die an ihm hingen, denken, wenn er nicht mehr da wäre. Nein! nein! Sein Herz begann schmerhaft stark zu schlagen, es zersprang fast in erwachenden Gewissensanfechtungen; in jähem Abscheu vor sich selbst lief er in dem Käfig wie ein geängstigtes Tier auf und ab, und als er sich vor Elend nicht mehr fassen konnte, begann er die Landkarten aufzurollen und die alten Schriften zu durchwühlen.

Er fand unter den Büchern einen „Orbis pictus“ mit vielen Holzschnitten; in dem Bedürfnis, die Gedanken von seinem stürmenden Innern abzulenken, blätterte er darin, und plötzlich blieb sein Auge auf einem Bilde stehen: „Der Hafen von Hamburg“. Jetzt erst merkte er, daß er schon lange in dem Buche lese und die Bilder durchmustere. Wie gebannt haftete sein Blick auf den vielen hundert Masten und auf den sich blähenden Segeln, auf den beweglichen Bildern der Schiffsjungen, die in den Mastforen saßen, auf den Matrosen, die im Tauwerk herumkletterten, und er vertiefe sich stets stärker darein. „Eben das ist's!“ dachte er und nicht daran, daß diese Bilder einer vergangenen Zeit angehörten, die Segelschiffpoesie längst vorüber sei. Ihm war, das Schicksal gebe ihm ein Beilchen, er erinnerte sich eines Inserats „Schiffsjungen nach Hamburg gesucht“, das er häufig in den Blättern gesehen hatte, und aus der tiefsten Qual stieg plötzlich die höchste Lebensromantik, ein wilder Durst, die Welt zu sehen und Abenteuer zu bestehen, gegen die das Über-den-Rhein-Schwimmen nur ein Scherz war. Er durchstöberte die Land- und Weltkarten, er lernte in einer Stunde mehr Geographie als sonst in einem Jahr, alles, was er an Schildersungen fremder Länder und Menschen zusammengelesen hatte, stand in zauberischem Glanze

aus seinem Gedächtnis auf. Die Erinnerungen an die Reisebeschreibungen Cooks und Försters spiegelten ihm Samoa vor, wo die Insulaner wie im Paradies leben, er sah Paul und Virginie und spürte es kaum, wie die große Mittagsstille durch das weite Gymnasialgebäude ging.

In Jakob Sturm war die Freudigkeit eines großen und, wie er meinte, sehr klugen Entschlusses lebendig, der nach den ersten Fährlichkeiten die Willigkeit aller gescheiten Leute finden würde. Heimlich fort von Wülfenberg und Krug, wo ihn der Boden unter den Füßen brannte, wo ihn niemand verstand, wo er nur Spott und Missachtung genoß! Hinaus in die Welt, nach Hamburg, Schiffsjunge werden! Und wie man sich aus einem armen verkannten Jungen zu einem angesehenen Manne emporarbeitete, dafür war ja das Beispiel des Vaters da. Aber Friedli! Bah, sie würde ja doch nichts mehr von einem ausgejagten Gymnasiasten wissen wollen!

Da schallten unversehens Schritte an sein Ohr, klickten Schlüssel, der Bedell kam: „Der Herr Rektor läßt dich rufen. Ich hätte dich sonst bis abends neun Uhr nicht ausgelassen.“

Der Rektor lächelte: „Sturm, ein Unglücksvogel bist und bleibst du, in den Karzer bist du aus Versehen geraten. Doch sage, warum hast du Criva so gehauen?“

Jakob Sturm schwieg.

„Die Schläge haben den Richtigen getroffen,“ versetzte der Rektor, „das geben auch wir zu . . .“

„Wie geht es ihm?“ fragte Sturm.

„Komödie“, beruhigte der Rektor, „Bankierssöhne sind eben keine Jungen von Krug.“

Schon war Jakob Sturm, alles Schwere müsse wie ein böser Traum von ihm fallen.

Wie aus Mitleid zögernd sagte aber der alte würdige Herr: „Dein Maß ist jedoch über der Geschichte voll geworden. Ich überreiche dir dein Zeugnis. Darin steht: Ein Jahr zurückversetzt! Das ist die mildere Form des consilium abeundi, des Rats, die Anstalt zu verlassen. Sie wurde gewählt, weil man darauf Rücksicht genommen hat, daß du von allen Seiten gequält und gereizt worden, kein böser Mensch, aber ein Wildling bist, der nicht ins Gymnasium hineinpaßt. Es wäre vielleicht am besten, wenn du nun doch versuchtest, in Krug Mechaniker zu werden!“ Die Rede des Rektors flang väterlich und nicht hart.

Der Entlassene schwankte die Stufen des schö-

nen Baus hinab, die er an der Seite des Vaters so hoffnungsvoll emporgeschritten war. Nur nicht heim! Wie hätte er den armen Eltern sein Zeugnis zeigen können! Etwas wie grüner Wald und Sterben schwebte wieder durch seine Sinne. Nein, nur kein Feigling sein! Er warf sein Zeugnis in eine Kloake und wanderte sinnlos durch die Stadt.

Ohne daß er wußte wie, gelangte er vor das Haus eines älteren Jungen, der ein Auge auf seine Naturaliensammlung geworfen und ihm ein anständiges Sümmchen dafür geboten hatte. Der Handel wurde abgeschlossen, das Goldstück, das ihm der Liebhaber bot, stärkte seinen Mut. Ja, auf Umwegen, so daß seine Spur weniger zu finden wäre, zuerst ein Stück mit der Eisenbahn, dann zu Fuß nach Hamburg! In wilder Unruhe nahm er von allem, was ihm lieb war, herzzerbrechenden Abschied. Es ist doch eine liebe, teure Heimat, dachte er, welche Trauer, daß ich keinen Raum mehr darin habe!

„Jakob, Jakob, ich traue dir nicht,“ sagte die geängstigte Frau Elisabeth, die von ihrer fleißigen Rebarbeit kam. „Mir ist, es liege ein Unglück in der Luft.“

Der Junge aber stöhnte: „Mutter, morgen erfährst du alles, nur heute gönne mir Ruhe!“

Nach einer entsetzlichen Nacht voll Gewissensqualen riß er sich in der roten Frühe, ohne sich mehr nach den Seinen umzusehen, vom Elternhause los. Die Füße trugen ihn kaum, sein Kopf war wie ausgebrannt. In eiligen Stößen trug ihn die Lokomotive dahin, und das schöne Waldgebirge der Heimat verschwand im dampfenden Morgen. Zwei Handwerksmeister von Wülzenberg, die Söhne im Gymnasium hatten, sprachen von ihm und Criva und schimpften auf Doktor Süss. Das tat ihm wohl, denn es klang wie eine Rechtfertigung seiner törichten Tat. Eine Weile hörte er ihren klopfenden Herzschlag zu, dann verließen die beiden den Zug. Jakob Sturm saß in sich versunken neben seinem leichten Bündelchen, irgendwo aber stieg eine stattliche Bäuerin ein, die muntere Frau setzte sich mit einem Korb voll duftender Butterwecken neben den Flüchtling und begann mit ihm allerslei über das schöne Wetter und die Dinge an der Eisenbahn zu plaudern; er aber gab ihr lauter verkehrte Antworten, das Sprechen war ihm eine Qual.

„Bub, Bub,“ sagte die Frau in treuherziger Sorge, „du bist nicht im Blei. Du hast wohl nichts Ordentliches zu Morgen gegessen?“ Sie

drängte ihm zwei ihrer golden angelaufenen Butterwecken auf. Den einen würgte er hinunter, den anderen steckte er in die Tasche, doch schien es ihm von guter Vorbedeutung zu sein, daß ihm jemand, den er nicht kannte, eine Wohltat erwiesen hatte.

Schon drei Stunden von der Heimat. Was mögen sie dort tun und sprechen, nun seine Flucht entdeckt ist? In einer schönen Schweizer Stadt, die von vielen Fremden belebt war, wartete er etwas ratlos auf einen anderen Zug. Vor Traurigkeit sah er den grün-blauen See, der gesättigt im Morgenlichte lag, die Berge, die wie grüne und weiße Flammen in den leichtsinnig blauen Himmel stiegen, nur wie durch einen Schleier. Er dachte an den schönen Tag, an dem er als unendlich glücklicher Bube mit den Eltern auf das Dampfboot gestiegen war, an die fröhliche Fahrt am Rütli vorbei nach der Heimat Zells und wie damals einer der größten sonnigsten Eindrücke seiner Jugend durch das Känenbegümmt geströmt war. Ja, wie sich die Zeiten ändern! Auf der Brücke, unter der in gewaltigem Wogenzug der blaue Fluß aus dem See strömt, zerbröckelte er trübselig den zweiten Weden der Bäuerin, warf die Stücke den niedlichen Tauherrenten zu, die lustig auf der Flut umherschwammen, und über dem Streit, den die Tiere um die Brocken führten, vergaß er auf einen Augenblick sein Leid.

Da hakte ihn eine rauhe Stimme an: „Bist du Jakob Sturm von Krug?“ Zwei Polizisten standen hinter ihm, der eine packte ihn heftig am Halskragen, der andere ließ drohend ein Kettelchen sehen. „Bist du es?“ wiederholten sie die Frage barsch.

Und furchtbar erschrocken stotterte der Flüchtling: „Ja!“ Plötzlich war es ihm klar, daß es Mütter gibt, die ahnen, was in ihren Buben vorgeht, fröhliche Onkel wie der Vetter Diethelm, die an den Eisenbahnschalter eilen und fragen, wohin der törichte Ausreißer seine Fahrkarte gelöst habe, einen Telegraphen, der die Eisenbahn überholt, und eine grobe Polizei, die den im Grund recht harmlosen Träumer wie einen Bösewicht verhaftet.

„Vorwärts!“ schnurrteten die Polizisten, rissen den Flüchtling, dem die Füße versagten, mit sich, im Eilschritt ging es irgendwohin, die vielen Spaziergänger, die unterwegs waren, betrachteten das schmerzliche Schauspiel; ein vornehmer Herr sagte zu seiner Dame: „Noch so jung und schon so verdorben!“ und warf ihm einen ent-

rüsteten Blick zu. Ein halbwüchsiges Mädchen rief: „Mutter, ach Gott, der arme, arme Junge!“ Doch hörte Jakob Sturm die verschiedenen Ausrufe nur halb, ihm war, er müsse vor Scham in den Boden versinken, und spürte nur die stechende Qual: „Warum habe ich mich nicht erschossen?“

Der Weg, den er in Betäubung zurücklegte, führte in eine große muffige Polizeistube. Ein älterer Wachtmeister schrieb eifrig an seinem Bußt, Mannschaft ging ab und zu, jeder richtete einen Blick auf ihn, als würde er den Flüchtling auf die Gefährlichkeit seines Wesens betasten, und er wußte vor dieser stummen Roheit nicht wie tief den Kopf senken. Dann brachte ihm ein junger Bursche mitleidig irgend ein humoristisches Blatt, er sagte: „Du vergebst ja schier, zerstreue dich ein wenig.“ Es war Jakob Sturm aber nicht ums Witzelesen, in wehem Zingrinn bis er sich die Lippe blutig.

Endlich wandte sich der ältere Wachtmeister an ihn und maß ihn prüfend: „Was hast du da?“ Damit zog er dem Arrestanten ein zusammengefaltetes blaues Heft aus der Tasche und las: „Abraham Davel, ein Heldengedicht von Jakob Sturm.“ Weiß Gott, warum der Flüchtling die Verse mitgenommen hatte, vielleicht weil sie ihm lieb waren. Das strenge Gesicht des Wachtmeisters hellte sich zusehends. „Aha, da steckt's, und in Schulschmerzen steckt's.“ Er blätterte in dem Heft und lachte: „Du Bub, das ist ein donnerstschönes Gedicht.“

Neugierig warf nun jeder von der Mannschaft auch einen Blick darein, lächelte und machte eine fröhliche Bemerkung, ein heller Sonnenstrahl flog durch die düstere Stube, Vögel, die ihnen Gedichte zutragen, mochten den Leuten selten ins Garn gehen, und der Wachtmeister sagte: „Jakob Sturm, ich meine, das sei nicht der rechte Aufenthaltsort für dich, je rascher du aus dieser Stube kommst, desto besser für dich, das gibt stets unangenehme Erinnerungen. Komm mit mir heim, da vespern wir ein wenig, nachher kannst du dich mit meinen Mädchen unterhalten, das sind zwei lustige Zeifige, du bleibst zum Mittagessen bei uns, und bis am Abend wird sich ja zeigen, was mit dir anzufangen ist.“

„Ich gehe als Häftling zu keinen Mädchen,“ antwortete Jakob Sturm bekommern.

Der Wachtmeister aber schmeichelte, wie ein barscher Mann schmeicheln kann: „Keine Geschichten! Dergleichen Dinge kommen leicht wie-

der ins Blei. Sieh, wenn alle hier vorüberspazieren würden, die als jugendliche Ausreißer in unserer Stadt, der sie stets den Vorzug geben, abgesetzt worden sind, da sähe man unter ihnen Doktoren, Regierungsräte, Pfarrer und Militäroberste. Das sind halt die verdamten Schulzeugnisse.“

Jakob Sturm, der für freundlichen Trost nie empfänglicher war als in diesem Augenblick, ließ sich bereden. Gott, die frische Luft! Sie kam ihm wie ein neues Lebensversprechen vor. Der Wachtmeister führte ihn in eine Hofwohnung, die fast oben am Dache lag. Liederträgern tönte aus der Türe; als sie sich öffnete, sah der Flüchtling zwei junge Mädchen in leichter Hauskleidung; die eine, eine Achtzehnjährige, saß an der Nähmaschine, die andere, die neunzehn oder zwanzig Jahre alt sein möchte, plättete die Wäsche am offenen Fenster, vor dem Rosen und Nelken blühten, Schwalben und Spatzen ab und zu flogen. „Ich bringe euch einen Gast, er ist zwar ein Ausreißer, aber auch ein Dichter. Da lebt!“ Mit trockenem Lachen überreichte der Wachtmeister den Töchtern das Heft.

Die für Jakob Sturm schamvolle Begrüßung gab sich wie von selbst, die einfachen, natürlichen Mädchen umspannen ihn mit so viel guter Laune und munterem Wesen, daß er unmöglich störrisch bleiben konnte, und wiederholten stets: „Bitte, greifen Sie doch zu! Bei uns müssen Sie recht tapfer essen.“

Zum ersten Male wurde Jakob Sturm von jemand mit „Sie“ angesprochen, in Unbetracht seiner Lage wollte er es nicht dulden.

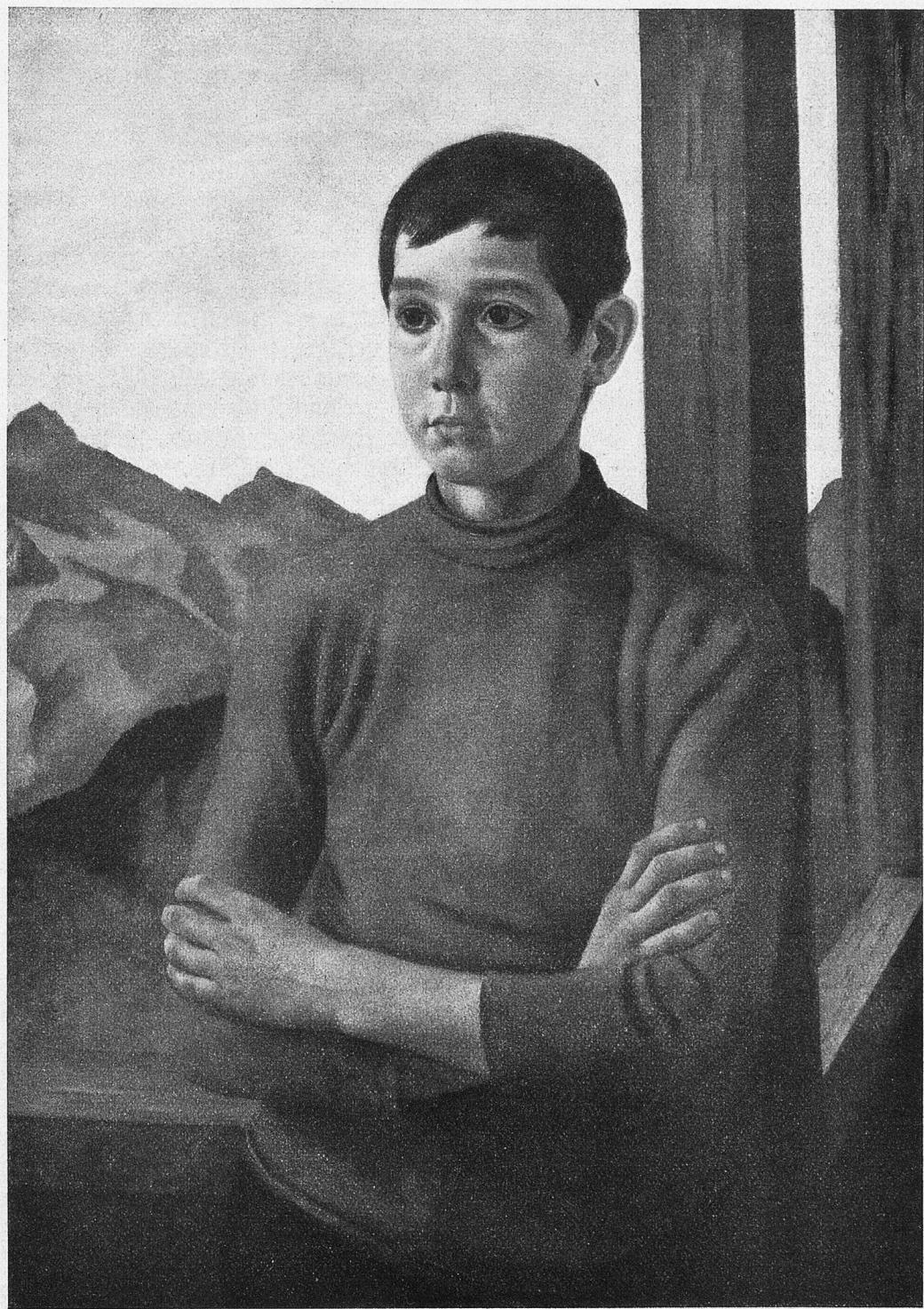
„Doch, doch,“ widersprachen die Mädchen ernsthaft, „das tun wir nicht anders.“

„Ja, das sind zwei lustige Zeifige,“ scherzte der Wachtmeister im Weggehen, „nicht wahr, es ist doch viel hübscher bei ihnen als auf dem Bureau.“

Das fand Jakob Sturm auch. Die beiden plätteten und nähten wieder, dazwischen plauderten sie aber stets, fragten hunderterlei, und nach einiger Zeit faulten sie mit einigen Aussässungen Jakob Sturms Lebensgeschichte bis zu diesem traurigen Tag.

„Ei, mir ist das Feuer im Plätteisen ausgegangen,“ lachte die Ältere, „wenn ich aber den Doktor Salomon Süss hier hätte, müßte er doch gebügelt sein. Ja, da begreife ich es, wenn man hinaus in die Welt läuft.“

„Bitte, bitte, lesen Sie uns Ihr Lied vor!“ bat die Jüngere, und die Ältere sang auch an zu



Uladlo Oppi: Knabe aus Cadore.

betteln. „Gelt, Sie sind so lieb und freundlich?“

Allmählich vergaß Jakob Sturm, wie mißlich es um ihn stand, feierlich las er den Mädchen, die lauschend unter dem Fenster lehnten, das Gedicht vom Anfang bis zum Ende vor:

Frau Berta ritt auf blüh'nden Wegen
Die Waadt dahin im Sternenschein;
Es stand das Land im Maiensegen,
Stark duftete der blüh'nde Wein;
Sie hielt das Roß am Heldengrab,
Sie betete im Blumenflor
Den Ruhm auf Dabels Haupt herab.
Da drang vom See das Wort empor:
„Frei ist das Land, frei ist die Welle!“
Ein Fischer sang sein Heimatlied,
Es klang so glücklich durch die Helle,
Die friedlich Flut und Berge schied. —
Frau Berta ritt, sie hob die Hand:
„Gesegnet seist du, Nebenland,
Und ewig kling im Maienduft
Der Freiheit Lied um Dabels Gruft.“

Jakob Sturm schmetterte seine Verse mit Pathos, die Mädchen waren billig in Vorbeeren, man verstand sich auf das beste, und als der Wachtmeister zum Mittageessen kam, sah der Flüchtling eine überaus glückliche Familie beisammen und dachte wehmüdig an die seine, die einst auch so fröhlich um den Tisch gesessen war, ehe er selber die bitteren Sorgen darein getragen hatte.

„Es ist ein Telegramm da,“ erzählte der Wachtmeister, „dein Vater und ein Vetter Diethelm kommen dich am Frühabend abholen.“

Nun war der leiseste Sonnenschein in der Brust Jakob Sturms verschwunden, alles wieder dunkle Gewitterstimmung, er stellte sich daß Wiedersehen gräßlich vor und spürte wohl, daß die Idylle mit den beiden Mädchen nur ein heiteres Zwischenpiel in einem großen Trauerstück sei. Sie ließen ihn aber zu keiner rechten Überlegung kommen.

„Ach, wie schade, heute abend gehen Sie schon wieder fort?“ schmolzen sie.

„Ich lasse Ihnen als Andenken das Gedicht zurück,“ sagte Jakob Sturm kleinlaut.

„Wenn Sie es nicht mehr brauchen, o das wäre lieb!“ lachte das Geschwisterpaar.

„Ich brauche es nicht mehr,“ versetzte er, „ich stecke das Dichten auf!“

Die Mädchen dankten herzlich und drangen auf den Wachtmeister ein: „Vater, ehe unser junger Freund fortgeht, sollte er unsere schöne

Stadt sehen, sonst kennt er gar nichts davon als eure grausliche Amtsstube.“

Der Bärbeißer brummte: „Und wenn er dann neue Streiche macht?“

„Nein!“ versetzte Jakob Sturm ehrlich. Er brütete nur noch über einen Streich, und der sollte sich ereignen, wenn ihn der Vater zu hart anfaßte.

„Also meinetwegen,“ brummte der Wachtmeister. „Ihr könnt ihn dann zu der Ankunft seines Vaters auf den Bahnhof begleiten. Das sieht ganz gut aus.“

Nun wurde der Zwangsgast von den Mädchen, die Sonntagsstaat angezogen hatten, wie der Better aus Amerika durch alle Gassen der Stadt geführt, sogar einigen Bekannten als ein guter Freund vorgestellt, doch genoß er alles etwas melancholisch, und als der Abend kam, wurde er noch einsilbiger, sie hatten ihre liebe Mühe, ihn in die Nähe des Bahnhofs zu lenken.

Richtig, da gingen sie, der Vater und Better Diethelm mit dem Bockshärtchen.

Das war ein schwerer Augenblick!

Christoph Sturm blickte überrascht auf die Begleiterinnen seines Altesten, dann reichte er ihm mit erzwungenem Lächeln die Hand und sprach: „Guten Abend, Jakob. Wenn du die Dinge schon sehr dummi anstellst, hast du doch Glück dabei.“ Und er nickte den freundlichen Mädchen zu. Sie legten gleich ein gutes Wort für den gefnickten, fiebenden Jungen ein, und der Wachtmeister sagte: „Ich habe ihn gleich lieb gewonnen, ich würde auf ihn trauen und bauen!“

Jakob spürte bald, daß der Vater sich auf den Großmütigen hinausspielte, Christoph Sturm verhinderte jede Frage, die hätte verletzen können, die Männer sprachen Gleichgültiges über die Schönheit der Stadt, und der Mann, der in kleinen Anständen oft heftig war, behandelte den Sohn auf das schonendste. Er mochte ahnen, was ein sonst rechtschaffener Bursche leiden muß, bis er so Verzweifeltes wagt, was für Stunden entsetzlichen Kampfes vorangehen, wie die Saiten der Seele auf eine Straffheit gespannt werden, daß ein unvorsichtiges Wort genügt, um sie, sei es in einer neuen unsinnigen Tat, sei es in ausbrechender Krankheit, zum Bruch zu bringen.

In einem kleinen Gasthof verlebte der aufgeregte Junge die schrecklichste Nacht, an die sich Jakob Sturm erinnern kann. Eine Straßenlaterne schien aufdringlich grell in das Gemach.

Schlaflos und mit offenen Augen, doch gefesselt von bleierner Müde lag er fast ohne Herzschlag da. „Habe ich kein Herz mehr?“ fragte er sich. Da hörte er unter dem Kopf eine Uhr schwer ticken und wie er nun horchte, da tickten Uhren überall, zehn, nein Hunderte, es gab auf der Welt nicht so viel Uhren, wie er ticken hörte. Näher und näher rückten die Töne seinem Ohr. Da ein Kanonenschlag im Kopf, ein Schmerz, als ginge ein Messer durch sein Innerstes, Knarren und Krachen wie Baumbrechen in der tiefsten Tiefe. „Um Gottes willen, wenn ich mich nur rühren könnte!“ Es war aber, als sei er mit dem Kettelchen, das er bei dem Polizisten gesehen hatte, gefesselt. Die Hand- und Fußgelenke schmerzten ihn. Und welches Wunder! Durch die Türe des Zimmers, die doch von der Lüterne beschienen war, traten, als drückten sie sich durch eine feine Spalte herein, wie aus Papier geschnittene Figuren, sie hasteten an ihm vorüber, sie sprangen durch das Fenster auf die Straße, doch sonderbar, durch die Gestalten hindurch erkannte er den Spiegel des Zimmers genau, sie wurden dichter, wirkliche Menschen, Bekannte. Zwölf Mädchen und zwölf alte häßliche Weiber stellten sich in farbigen, grellen Gewändern an das Füßende seines Bettes und schauten ihn unverwandt an, als ein glöckchenbehangener Policinell, der die Triangel schlug, zog Doktor Salomon Süss durch das Zimmer, in blutrottem Hemd wie ein Henker das Landweberlein, Bekannte die Menge mit fratzhaften Gesichtern voll grausamen Hohns. Sie schraken ein wenig zurück, dann sprangen sie durchs Fenster. Jetzt war das Gemach wieder frei von Gestalten, das Laternenlicht brach sich im Spiegel. Nein, da kam ein hüpfendes Kind, Friedli, sie trug ein weißes Gewand und war seelenvergnügt. Sie schaute sich neugierig in dem Gemache um. „Wo bist du denn?“ Wie scharf er die Stimme des Mädchens unterschied, jeder Laut war silberflüssig wie der Ton eines Glöckchens. „Da“, wollte er antworten, aber dem Liegenden, der sah und hörte, versagte die Sprache wie jede Bewegung. Das war entsetzlich, die Angst stieg, voll Grauen spürte er jede Faser des Körpers wie ein Instrument schwingen. Traurig sagte Friedli: „Ich käme schon zu dir hin, aber es sitzt eine schwarze Katze auf deinem Bett, die hat so große feurige Augen.“ Das Kind floh mit einem Schrei, nun spürte er die Katze, sie schllich an seine Brust, er merkte ihr weiches Fell, sie schleckte ihn mit der rauhen

warmen Zunge. Jetzt hat sie ihn ins Herz gebissen. Und gierig trinkt sie sein Blut. —

Da ging die Türe. Besser Diethelm stand im Nachthemd da. Das war keine Vision mehr, nur die schwarze Katze noch, die mit eingezogenem Schwanz über das Bett niedersprang und an dem Eintretenden vorüberrannte. „Gott, du stöhnst, daß man es durch die Zimmerwände hört,“ sagte der Besser, legte dem Jungen ein nasses Tuch auf die vom Angstschweiß in Tropfen bedeckte Stirne. Der Zwang der Halluzination war gebrochen.

Als ein Angebinde des schrecklichen Tages blieben Jakob Sturm jahrelang die Erscheinungen bei offenen Augen, allmählich aber äußerten sie sich nur noch, wenn er mitternächtig wanderte, im stillen Mitgehen eines anderen, dann schllich sich auch der stumme Begleiter auf die Seite, und er vermißte ihn fast wie einen liebgewor denen Freund. Wenn er an den Schrecken jener Nacht zurückdenkt, dann ist ihm, die schwarze Katze habe ihm doch etwas vom Herzen gebissen, was unendlich kostlich war. Was? Ja, darüber kann sich Jakob Sturm keine Auskunft geben, denn mit dem herrlichen Besitz ist auch die Erinnerung daran verschwunden. Es war vielleicht ein goldenes Kinderlachen, vielleicht eine märchenhafte Fähigkeit des Menschenglaubens und Glückgenießens. Über ein Jahrzehnt schwärzte die Wunde und brach später manchmal noch auf. Freudige Reisepläne. Da geht auf dem Bahnhof ein blutjunges Mädchen zwischen groben Polizeileuten. Weiß Gott, was sie getan haben mag. Jakob Sturm aber mag nicht reisen. Eine Nachricht in der Zeitung, es sei ein flüchtiger Bube aufgegriffen worden. Da hat er stets einen bösen Tag. „Seid lieb, unendlich lieb zu ihm!“ möchte er den Menschen zurufen. „Ihr wißt nicht, wie viel ihr vielleicht rettet!“ Ein Schülerselbstmord, man jammert über die Roheit und Leichtfertigkeit der gegenwärtigen Jugend. „Wißt ihr, wie grauenvoll der Junge vor seiner Tat gelitten hat?“

Als der Ausreißer wieder in das Elternhaus an der Krug trat, war er frank. An seinem Lager saß die Mutter und streichelte seine Stirne. „Du armer Bub“, flüsterte sie, „wenn du nur sterben könntest! Wie herzlich möchte ich es dir gönnen!“ Ihre heißen Tränen fielen auf seine Wange.

„Ja, gelt, Mutter!“ lallte er verträumt. „Da wäre mir wohl!“

Ein langes Schweigen, dann sagte Frau Eli-

sabéth: „Und alles kommt von dem gottverlaßnen Dichten.“

„Ich tu's aber nicht mehr!“ versetzte Jakob gläubig.

„O du törichter Bub! Das ist stärker als du, das fragt nicht nach dir, nicht nach mir, da kann dir nur der Himmel helfen, er hat aber

so viele Sterne, daß er doch vielleicht auch meinem armen Jakob wieder ein Lichtlein aufsteckt.“

Es war ein inniges Plaudern zwischen Mutter und Sohn, und das Elternhaus übte Barmherzigkeit, man schwieg über die Dinge, die das Tageslicht nicht ertrugen.

(Fortsetzung folgt.)

Auf den Höhen.

Licht im Auge, Licht im Herzen,
Ziehn wir auf den Höhen hin,
Frohes Tauchzen, heitres Scherzen
Quellen hell aus frischem Sinn.

O wie herrlich ist dies Schreiten
Über sonnbeglänzten Schnee,
In die lichterfüllten Weiten, —
Klarer blinkt im Tal kein See.

Hohe Himmel sich uns neigen,
Alle Ferne wird uns nah.
Und in wundertiefem Schweigen
Liegts die Welt so friedlich da.

Bald verstummen Scherz und Worte
In der Stille lichter Höhn,
Wie an reinem, heil'gen Orte
Bleiben wir in Andacht stehn. —

Rudolf Weckerle.

Die Schönheiten der Umgebung Rio de Janeiro.

Von A. Ritter von der Osten.

Monat Mai. Es ist morgens 8 Uhr. Noch brauen über der Bucht von Guanabara dichte Nebel, doch der Riesensonnenball, der hinter den Bergen von Rictheroy soeben aufgegangen, verkündet einen strahlenden „Herbsttag“. Im Garten des alten Castillos, in dem ich meine Residenz aufgeschlagen, ruhe ich auf einem vor langer Zeit schon gefällten alten morschen Baumstamm, die Stille und Andacht des Morgens genießend. Der Rauch meiner leichten Brasilzigarre steigt langsam zum Äther hinauf. Vor mir auf dem Wege tummeln sich Wildtauben und Spatzen, nach Brotsamen und Resten des soeben verlassenen Frühstückstisches pickend. Da naht mein Freund und richtet die Frage an' mich: „Gehen Sie mit zur Gavea?“ — Ein Berg ist es aus klobigem Granitgestein, grotesk geformt, der sich nach Süden zu unweit der Küste erhebt. — Kurz darauf schreiten wir die steile Straße hinab, herunter von der Höhe, auf der unser Haus gelegen, den prächtigen Ausblick auf Hafen und Weltstadt verlierend. Mit der Elektrischen — Gavea-Linie — fahren wir bis zu ihrem Endpunkt, und dann geht es per pedes im Schlangen- und Zickzackkurs allmählich hinauf auf einen Vorberg. Wir sind im Walde. Auf der ideal ausgebauten Autostraße begegnen uns Reiter, Frauen und Kinder. Alas Busch und Bananenhain in den Niederungen lugen die Hütten und Häuser der Brasilianer hervor,

in ihrer Anspruchslosigkeit verschieden wie die Hautfarbe ihrer Bewohner. Auf dem Gipfel angekommen, dehnt sich vor unsern Blicken ein Tal aus, das, nach dem Meere zu von einem mächtigen Felsmassiv flankiert, die Siedlungsstätten der schwarzen Bevölkerung uns zeigt. In unregelmäßigen Abständen und von vielen Schattenbäumen umgeben, liegen überall ihre einfachen, primitiven Hütten, terrassenförmig an den Hängen sich hinziehend. Links, weit in der Ferne, erblicken wir den atlantischen Ozean, dessen Brandungsgetöse schwach zu uns herüber tönt. Vor uns in der Ebene, zu beiden Seiten des Weges, den wir einschlagen wollen, breiten sich inmitten sauberer Rasenbeete die Reit- und Sportplätze vornehmer Brasilianer aus. Gleich dahinter zur Rechten erhebt sich die Gavea, ein etwa 800 Meter hoher Felsblock von gigantischen Ausmaßen. — Wir kommen an einem kleinen ländlichen Gasthaus vorbei, das, von Busch- und Bananenpflanzungen umgeben, einen idyllischen Eindruck macht. Gleich dahinter stoßen wir auf einen freien Platz, auf welchem weiße, braune und schwarze Leute sich eingefunden, um einen Hahnenkampf zu veranstalten. Die Wetten waren bereits abgeschlossen. Da ich derartige Kämpfe noch nie geschaut, veranlasse ich meinen Begleiter, ein wenig Rast zu machen. Auf ein gegebenes Zeichen wurden die Tiere in die „Arena“ gesetzt, und die „luta“ begann. Die